

Neubeginn aus dem Erschrecken

Gedanken zum christlich-jüdischen Gespräch

Prälat i. R. Dr. Stephan Reimers

anlässlich der Verabschiedung von Dr. Erika Godel

am 18.11.2013 in der Französischen Friedrichstadtkirche

Dass in den ersten Büchern der Bibel für Gott unterschiedliche Namen wie elohim oder adonaj gebraucht werden, ist weithin bekannt. Zuletzt hat die neue Übersetzung „Bibel in gerechter Sprache“ dieser Beobachtung besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Einen seltenen Gottesnamen gebraucht Jakob, als er in Gefahr gerät. Nach seinem fluchtartigen Aufbruch aus dem Lager seines Schwiegervaters Laban wird er von diesem verfolgt und eingeholt. Rahel kauert sich geschickt auf die Satteltaschen, in denen sie die dem Vater entwendeten Götterbilder verstaute. Der ahnungslose Jakob beteuert, nichts unrecht mitgenommen zu haben. Wörtlich heißt es: „Da leistete Jakob einen Eid beim Schrecken seines Vaters Isaak.“ (Gn 31,53)

Der Schrecken Isaaks, pachad jishak, an diesen sehr alten Gottesnamen werde ich immer dann erinnert, wenn Menschen aus tiefem Erschrecken den Halt und die Nähe Gottes suchen. Denken wir an den 11. September 2001. Die an diesem Tag wieder und wieder gezeigten Fernsehbilder machten uns zu Zeugen der schrecklichen Augenblicke, in denen zwei Passagierflugzeuge in die Türme des World Trade Centers gelenkt wurden, sie in Brand setzten und schließlich zum Einsturz brachten. Ich stand in dieser Kirche und berichtete einer Versammlung der Pröpste der EKD über unsere Arbeit in Berlin, als uns die Nachricht der ersten Anschläge erreichte.

Die Kirchen hier in Berlin haben damals spontan zu einem ökumenischen Gottesdienst in den Berliner Dom eingeladen. Wolfgang Huber sagte in seiner Predigt im Blick auf die Täter: „...aussprechen müssen wir an diesem Tag auch, dass sie sich rechtfertigen und verantworten müssen vor dem allmächtigen Gott, unabhängig von der Frage der Religion, unabhängig von der Trennung der Religionen, unabhängig von Glauben und Unglauben. Das ist ein Geschehen, das vor den allmächtigen Gott, den Richter und Retter gebracht werden muss.“

Ein Erschrecken, das uns in der Tiefe unserer Person erreicht und erschüttert, ruft die Frage nach Halt wach, für einen religiösen Menschen die Frage nach Gott. Sei es, dass wir sein Eingreifen und Handeln ersehnen, ihn als Richter und Retter beschwören, oder aber, dass wir an seinem Handeln und seiner Nähe zweifeln, vielleicht verzweifeln.

Im Juni 1976 begann im südafrikanischen Township Soweto ein Schülerstreik gegen die Apartheidspolitik der Regierung. Die Polizei schlug die Unruhen blutig nieder und erschoss an den folgenden Tagen hunderte Jugendliche. Eine Kollegin aus Nordelbien erzählte mir, dass Ihr Sohn damals verzweifelt rief: „Es kann keinen Gott geben, der so etwas zulässt.“ Nach einem Moment habe sie gesagt: „Ich habe es so empfunden, dass er gerade aus Dir gesprochen hat.“ „Empört Euch“ Viele von uns haben vor zwei Jahren die kurze und prägnante Streitschrift von Stephane Hessel gelesen. Der gebürtige Berliner und Mitglied der Resistance überlebte das KZ Buchenwald und gehörte zu den Mitautoren der Menschenrechtserklärung der Vereinten Nationen. Seine Schrift hätte auch den Titel tragen können: „Erschreckt Euch“. Denn Hessel sieht zwar in einer optimistischen Geschichtsschau den Menschen auf dem Weg zu vollständiger Freiheit. Aber der Weg dorthin gründet auf einer Abfolge von Erschütterungen. Nur der weltweite Abscheu über den Völkermord an den Juden und die anderen Verbrechen des Zweiten

Weltkrieges habe die Mitgliedsstaaten der neu gegründeten Vereinten Nationen dazu gebracht, die Menschenrechte in der im Dezember 1948 vorgelegten Fassung als universelle Rechte anzuerkennen.

Auch ganz aktuell erleben wir, wie aus Erschrecken Veränderungen und Richtungswechsel geboren werden. Ich erinnere als Beispiele an die atomare Katastrophe in Fukushima und die ihr folgende Energiewende in Deutschland, oder an den Giftgaseinsatz in Syrien und die jetzt vereinbarte Vernichtung der chemischen Waffen dort. Was die von Edward Snowden aufgedeckte Ausspähmanie der NSA an Korrekturen bewirken wird, ist eine offene Frage.

Hessel weist darauf hin, dass die Verfasser der Menschenrechtserklärung 1948 ein schmales Zeitfenster nutzten. In der Betroffenheit der frühen Nachkriegsjahre stimmten die Mitgliedsstaaten einer Rechtscharta zu, die geeignet ist, die Souveränität der Nationalstaaten einzuschränken. Dennoch blieb das Instrument der universellen Menschenrechte gegen Staaten, die auf ihrem Territorium Verbrechen gegen die Menschlichkeit begehen, bis heute schwach, weil es durch ein Veto einzelner Mitglieder des Sicherheitsrates ausgehebelt werden kann.

Ein anderes Fenster öffnete sich damals neu und dauerhaft: Das christlich-jüdische Gespräch begann. Die Schrecken der Schoa beendeten die zwei Jahrtausende der „Grabesruhe“, von der Franz Rosenzweig sprach. In Deutschland war der Dialog zunächst kaum möglich, weil durch die Zerstörung der jüdischen Gemeinden die Gesprächspartner fehlten. Sie waren vertrieben oder ermordet. Rabbiner Nathan Peter Levinson hat über seine Tätigkeit als Rabbiner im Berlin der frühen Nachkriegsjahre berichtet, dass er kein Freund dieses Dialogs gewesen sei, weil er kaum wusste, wie er mit den wenigen religiös geprägten Juden überhaupt das Eigenleben einer jüdischen Gemeinde gestalten sollte.

Träger und Entwickler des Dialogs wurden die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit und die Evangelischen- und Katholischen Akademien. In der Evangelischen Akademie in Hamburg, liebe Erika, haben wir uns kennengelernt. Ich hatte Dich als Referentin dorthin eingeladen. Damals, im September 1989 hast Du allerdings nicht über ein Thema des christlich-jüdischen Dialoges berichtet, sondern darüber: „Wie Bibelarbeit von Frauen die Kirche verändert“.

Meine persönlichen Erinnerungen an wichtige jüdische Gesprächspartner habe ich in diesem Jahr in einem Buch vorgestellt, das Du wohlwollend für die Evangelische Zeitung rezensiert hast. In Deinem Artikel schriebst Du: „Am Beispiel der Begegnung mit amerikanischen Juden zeigt er...wie weit und manchmal beschwerlich der Weg war, bevor es zu der vielbeachteten jüdischen Stellungnahme zu Christen und Christentum kam, die unter dem Titel „Dabru emet – Redet Wahrheit“ im Jahr 2000 in Amerika erschien.“ Ich vermute, dass Du mit dem Wort „beschwerlich“ auch eine bestimmte Situation meinst, die ich in meinem Buch so beschrieben habe:

„Im April 1986 saß ich zusammen mit neunzehn anderen Deutschen in dem vornehmen Speisesaal eines Hotels in Beverly Hills inmitten von etwa vierzig amerikanischen Juden, die zum Teil jünger als wir waren. Die Stimmung des Gesprächs war weit weniger gastlich als die Einrichtung des Raumes. „Habt ihr euch geändert? Hat es wirklich eine Katharsis, eine Reinigung, in Deutschland gegeben? Was ist mit Graf Spee und Fellner, mit Bitburg oder Oberammergau? Was denkt ihr über Waldheim? Die Fragen prasselten nur so auf uns hernieder. Auch die Aggressivität, mit der sie vorgetragen wurden, kam für unsere Gruppe völlig überraschend.“

Wir waren am Morgen in einem Seniorenzentrum mit alten Juden zusammengetroffen. Viele von ihnen waren in den dreißiger Jahren aus Europa vertrieben worden, einige hatten Konzentrationslager überlebt. Es war ergreifend, wie offen und freundlich diese Menschen, die so viel durchgemacht hatten, auf uns zuzingen. Zum Abschluss sangen einige der alten Frauen spontan Friedenslieder und verabschiedeten uns mit Umarmungen.

Und dann folgte am Abend dieses Erlebnis, auf die Anklagbank gesetzt zu werden. Was machte das Gespräch mit den Enkeln der Vertriebenen so anders? ... Wir konnten die Frage nach den Gründen ihres Zorns nicht zum Thema machen, weil das Gespräch insgesamt zu spannend blieb. Später saßen wir im Hotel zusammen.“ – Wir waren erschrocken.

In Deutschland gab es damals eine ganz andere Diskussionslage. Anknüpfend an die von Martin Broszat formulierte Aufgabe einer Historisierung der NS-Zeit veröffentlichte Ernst Nolte im Juni 1986 in der FAZ das Vortragsmanuskript „Vergangenheit, die nicht vergehen will“, das den „Historikerstreit“ auslöste. Darin stellte er die Frage, ob die verbreitete Schlussstrich-Mentalität nicht einen wahren Kern enthalte und die Rede von einer „Schuld der Deutschen“ der NS-Propaganda von der „Schuld der Juden“ ähnele. Auch lenkte die intensive Auseinandersetzung mit dem Holocaust von aktuellen Fragen wie der Abtreibung ungeborenen Lebens oder dem möglichen Völkermord in Afghanistan durch die sowjetische Besatzung ab. In der heftigen Debatte über die Singularität des Holocausts, die folgte, argwöhnten andere Historiker, die Beschäftigung mit der NS-Zeit solle stillgelegt werden. Helmut Kohls Diktum von der „Gnade der späten Geburt“ 1984 in Israel sein Besuch eines Soldatenfriedhofs in Bitburg, auf dem auch Soldaten der Waffen-SS begraben waren, mit US-Präsident Ronald Reagan 1985, und die Besetzung der Gründungskommission eines Deutschen Historischen Museums in Berlin seien Zeichen dafür.

Auf der anderen Seite des Atlantiks dagegen wuchs zeitgleich das Interesse an der Shoa. Das erfuhr unsere vom American Jewish Committee eingeladene Reisegruppe in vielen Gesprächen. Wir wurden über die weit entwickelten Baupläne für Holocaustmuseen in Washington und Los Angeles unterrichtet und auch über den Anlass des Austauschprogramms, an dem wir teilnahmen. Als Ende der siebziger Jahre unter dem Eindruck der vierteiligen Filmserie „Holocaust“ unter jungen amerikanischen Juden eine zunehmende Feindseligkeit gegenüber Deutschland erkennbar wurde, verabredete das Committee mit der Konrad-Adenauer- und der Friedrich-Ebert-Stiftung Programme, die persönliche Begegnung ermöglichen sollten.

Auf der vierzehn tägigen Reise von der Ost- zur Westküste der USA lernte ich zahlreiche Gesprächspartner kennen, die in den dreißiger Jahren aus Deutschland geflohen waren oder deren Eltern vertriebene deutsche Juden waren. Ihr Überleben verdanken sie dem Engagement amerikanischer Juden. Als im März 1933 in Deutschland jüdische Anwälte und Richter aus Gerichtsverhandlungen gezerrt wurden und parallel der Boykott jüdischer Geschäfte begann, reagierte das amerikanische Judentum spontan und massiv. Jüdische Kriegsveteranen zogen in einem Protestmarsch durch die vor allem von Juden bewohnte Lower Eastside von Manhattan. Am 27. März folgte eine zentrale Protestkundgebung im Madison Square Garden, an der 55 000 Menschen teilnahmen und die über das Radio in alle Teile des Landes übertragen wurde.

Stepan Wise, der Ehrenpräsident des Jewish Congress, konnte sich in der Vorbereitung der Veranstaltung mit seiner Auffassung durchsetzen, dass der Aufruf zu einem weltweiten Boykott deutscher Waren noch als letztes Druckmittel zurückgehalten werden musste. Dennoch löste die Veranstaltung einen unorganisierten Boykott aus, der sich lawinenartig ausbreitete und bis nach Australien und Südamerika Widerhall und Nachahmung fand.

Die nationalsozialistische Führung war äußerst beunruhigt, weil der Boykott die Arbeitslosigkeit in Deutschland vergrößern konnte und damit Hitlers zentrales Wahlversprechen bedrohte. Es kam zu Verhandlungen mit der Jewish Agency, deren Ergebnis das so genannte „Transferabkommen“ war, das Juden die Ausreise nach Palästina erlaubte. Von den 570 000 deutschen Juden, die damals im Deutschen Reich lebten, verließen fast 305 000 Menschen bis 1939 das Land, 65 000 mit dem Ziel Palästina.

Ich merke oft Überraschung, wenn ich die Zahl 570 000 nenne. Denn besonders seit dem Berliner Antisemitismusstreit von 1879, ausgelöst durch das böse Wort des Historikers Heinrich von Treitschke „Die Juden sind unser Unglück“, verbreitete sich in weiten Teilen des national konservativen Bürgertums die Vorstellung einer „Jüdischen Frage“, die gelöst werden müsse. Die noch heute anzutreffende Überraschung, dass nur wenig mehr als eine halbe Million Bürgerinnen und Bürger der Weimarer Republik Juden waren, ist eine Fernwirkung jener Polemik.

Welche Ergebnisse der Historikerstreits der achtziger Jahre in der Bundesrepublik hatte, ist umstritten. Eine Stilllegung der Beschäftigung mit der Shoa, die von einigen Kontrahenten befürchtet wurde, hat jedenfalls nicht stattgefunden. Die öffentliche Wahrnehmung und intensive Erinnerung des 75. Jahrestages des Novemberpogroms vor wenigen Tagen war ein deutliches Zeichen dafür. Ein anderes, räumlich naheliegendes Beispiel ist das Holocaust-Mahnmal von Peter Eisenmann. Seine Lage in Sichtweite des Reichstages und des Brandenburger Tores und seine Größe von 19 000 Quadratmetern sind spektakulär.

Wer sich allein auf eine Wanderung durch die langen Stelenreihen begibt, hat schnell das Gefühl, die Orientierung zu verlieren. In den Sichtachsen erscheinen Menschen, die aber sogleich wieder verschwinden. Das Auf und Ab der Bodenwellen, über die man schreitet, vermittelt das Gefühl eines schwankenden Bodens. Ein Gefühl von Verlorenheit stellt sich ein. „Vergangenheit, die nicht vergehen will“, Schrecken, der nicht vergessen werden soll.

Die Erinnerung an die NS-Zeit ist ein wichtiger Beitrag zur Zukunftsgeschichte der Menschheit. Sie öffnet die Augen für das Erschrecken, wie entsetzlich weit ein totalitärer Staat alle Grenzen überschreiten konnte. Richard von Weizsäcker hat in seiner maßgebenden Rede zum 40. Jahrestag des Kriegsendes das chassidische Wort zitiert: Vergessen wollen verlängert das Exil, Erinnerung ist das Geheimnis der Erlösung.

Isaaks Gotteserfahrung kennen wir nicht, aber wir wissen um heilsames Erschrecken, das neue Wege öffnet. Oft ist es ein Erschrecken über uns selbst, über die Verletzung anderer Menschen. Kehrt um! heißt der Bußruf der Propheten Israels. Es ist auch der Ruf des Johannes, dem Jesus folgte und der ihn in die Einsamkeit der Wüste führt. Dort werden ihm alle Verlockungen der politischen Macht vor Augen gestellt einschließlich der schrankenlosen Begeisterung von Anhängern: „Steine zu Brot“. Jesus verzichtet. Er geht einen anderen Weg.

Mach es wie Gott, werde Mensch.